

Farmerhäuser in Afrika

Von Alexander Sieg-Berlin.

Wenn ein unternehmungstüchtiges, mutiges junges Ehepaar auf seiner neugekauften Farm in Afrika ankommt, so findet es kein fest und fertig eingetragenes Haus vor, das die Hütte der Zukunft darstellt, sondern es haben sich auf dem neuangelegten Kolonialland schwarze Arbeiter eingekauft, die den Weißen und seine Hausfrau ohne Haus, aber die Schwarzen machen sich rasch an die Arbeit, und ehe die Sonne untergegangen ist, stehen zwei kleine Hütten da, die dem jungen Paare vorläufig als Heim dienen müssen. Die Hauptstücke sind aus dem nahen Busch geholt worden, die Wände sind mit Zweigen verputzt und mit Schilf beworfen, der Boden trocken und eine schone feste Platte bildet. Zur Dachbedeckung hat man Gras genommen, das leicht neben und über dem Kopf liegt, dem Regen keinen Durchlass gewährt. Aber nur bei der ersten Hitze hat man sich die mühselige Dachbedeckung gemacht, denn sie soll das Schilf nicht entfallen.

In dem zweiten Baumwerk, das nur ganz niedrige Wände besitzt, und ein Dach, welches meistens aus Palmblättern hergestellt ist, befindet sich der Raum, der für die Küche und für das Essen bestimmt ist. In der Mitte steht ein Feuer, das die Luft durch das offene Fenster auch zu einem angenehmen Aufenthalt einleitet, wenn die Hitze nicht gar zu dringend ist. Die Fußböden sind durchweg aus der roten Erde der Umgegend hergestellt, die ein sehr festes und gutes Material dafür abgibt.

Diese schnellgebaute und primitiven Hütten sind verhältnismäßig haltbar und angenehm zu bewohnen, und mancher zieht sie einem Ziegelhause vor. Ist jedoch die erste Regenzeit vorbei, dann sieht die Schilf- und Grasbedeckung schon ziemlich mitgenommen aus, und wird dann meistens durch eine feilere Bedeckung aus Weiden oder Lärchen vorfinden und ein Fußboden, zu dem ein Baum aus dem nahen Wald das Holz hergegeben hat. In dem Ziegelhause zu wohnen, ist es noch nicht an der Zeit. Es liegt auch noch keine große Notwendigkeit dafür vor, denn an die eigentlichen Arbeiten in Haus und Hof kann noch nicht gedacht werden. Die Farmerfrau muß während der ersten zwei oder drei Jahre mit ihrem Mann die Plantagen. Wenn auch die schwere Arbeit von den Eingeborenen geleistet wird, so ist doch ständige Anleitung und Beaufsichtigung nötig, und die Hausfrau muß ihren Gatten noch hinterherhelfen, in Geflügelzucht, Gartenbau und Viehwirtschaft zu helfen, was sie kann.

Doch wenn auch die Sehnsucht nach dem festen, steinernen Hause noch zurückbleiben muß, hin und wieder kommen Tage, an denen das Ziel nähergerückt erscheint. Zwischen die allgemeinen Arbeitstage wird, wenn es die Verhältnisse erlauben, ein Ziegeltag eingeschoben, dann werden die Ziegel für das zukünftige Haus hergestellt. Die Eingeborenen mischen den Lehm und formen die Ziegel und eine Darre, die während der trockenen Zeit ständig in Betrieb ist, liefert dann die fertigen Ziegelsteine, von denen sich nach und nach ein festes Haus anheben kann. Endlich ist dann der große Tag gekommen. Das Haus kann gebaut werden. Die Möglichkeiten des Anwesens sind genügend erforscht, der praktische Farmer weiß jetzt, wo die Ziegelmauern angelegt werden können, und der Platz für den Mittelpunkt dieses kleinen Königreiches, für das Haus, läßt sich bestimmen.

Dann wird das Haus fest gemauert in der Erde, aus harten Ziegeln aufgebaut. Das in der Vorhalle, auf dem Zementpapier, schon fest und fertig war, jetzt wird es langsam, Stein für Stein, wirklich und wahrhaftig. Jede Tür, jedes Fenster entsteht so, wie es lange vorher bedacht worden war. Auch Möbel werden geformt, sogar sehr kostbare, denn edle Hölzer, besonders Mahagoni sind reichlich vorhanden.

Dann endlich ist der große Festtag da. Das Haus kann eingewohnt oder „angewohnt“ werden, wie man auch so treffend sagt. Jeder Arbeiter, auch der kleinste und schwächste Hausbau strahlt vor Freude über den geschaffenen Besitz. Die gesamte europäische Nachbarschaft des Bezirks wird zu dem frohen Ereignis eingeladen. Jubel und Gekrächel herrscht dann in den neuen Räumen, man lacht und singt und denkt dann halb nehmlich zurück an die erste Behm- und Grasschütte.

Am Ausguck

Prinz Chichibu will europäisch werden.

Der Kaiser von Japan schickte seinen zweiten Sohn, den Prinzen Chichibu nach Europa, um ihm an der Universität Oxford eine vollendete europäische Erziehung geben zu lassen. Das will sehr viel bedeuten; denn bisher wurden alle Mitglieder des Herrscherhauses im Lande, in der guten, alten, japanischen Kultur erzogen. So war es Jahrhunderte lang Brauch und Sitte. Prinz Chichibu ist der erste Sprößling kaiserlichen Blutes, bei dem eine Ausnahme gemacht wird und der statt mit dem feinen, vielgerühmten Japanisch mit einer europäischen Erziehung versehen werden soll. Der dreizehnjährige Prinz Chichibu ist sich dieses Privilegiums wohl bewußt und für ihn hieraus entstehenden Pflichten voll bewußt und ist mit dem besten Willen bereit, sich anzupassen, was ja übrigens eine japanische Nationaleigenschaft sein soll. Er kommt also in England an und wird am Hof von einer Menschenmenge empfangen, worunter sich viele Mitglieder der japanischen Botschaft, Persönlichkeiten aus dem englischen auswärtigen Amt, der englischen Außenminister Chamberlain selbst und eine Anzahl Studenten befinden. Prinz Chichibu steigt aus dem Zug. Als er die zweihundertdreißigjährige Menge erblickt, die ihn umgeben sieht, wird er zwar etwas verwirrt über die große Menge, weiß sich aber bald ruhig und bewußt in die Lage zu schicken. Da er einmal erscheint, ist seine Folge drückend, die größte Aufmerksamkeit aus; denn er hat die Barben deutlich auf dem Gesicht, und sie alle sind im hellen, leichten Morgenglanz erschienen. Er aber, Prinz Chichibu, trägt einen dunklen Strahlenanzug und einen weichen Filzhut dazu. Ganz verfürbt, ehe Chamberlain, der auf ihn zugeht, im Namen der Regierung einen Willkommensgruß auszusprechen, zu Worte kommen kann, wendet sich der Prinz an seinen Begleiter und fragt ihn tief erschrocken: „O, habe ich einen Fehler gemacht?“ und sieht dabei auf seinen so wenig morgendlichen Anzug. Doch schon wieder sich Chamberlain in die Angelegenheit und als geschickter Diplomat verhält er sich auch diesmal, die Lage zu meistern und ist sofort mit dem Prinzen in einer lachenden Unterhaltung. Dieser ist glücklich, sein fehlerhaftes Englisch zur Geltung bringen zu können. Kleiner japanischer Prinz Chichibu, wenn nicht alles trügt, dann kann man dir schon jetzt glänzende Zukunftserwartungen prophezeien. Wenn du es immer so machst und erst auf die anderen siehst, um dich dann zu fragen: „O, habe ich einen Fehler gemacht?“ dann hast du die Abschlusssprache richtig gefunden und das Resultat als europäischer Philister voll verdient!

Grillenkämpfe bei den Chinesen.

Obwohl der Chinese an und für sich äußerlich friedlich ist und sonst an keinerlei Kampfspiele Gefallen findet, so sind doch in einem großen Teile Chinas Kämpfe von Grillen außerordentlich beliebt. Die Leidenschaft für diesen Sport geht so weit, daß mancher wohlhabende Mann durch seine Bettelstube bei diesem Kampf sein ganzes Vermögen verliert. Man verwendet zu diesen Kämpfen eine schwarze Grillenart. Zum Fang der Grillen braucht man zunächst ein Werkzeug, das einem Stemmeln ähnelt. Damit werden die Grillen in dem Gehäuse, in dem sich die Grillen aufhalten, erweicht und die Grillen hinausgetrieben. Man fängt sie schnell in einer Drahtglocke auf, aus der sie dann in eine verdeckte Schale gebracht werden. Zu diesem Zwecke klebt man das eine Ende einer Röhre zwischen die Drähte der Glocke, während das andere Ende in die Schale mündet. Das nach einem Ausweg suchende Insekt geht bald in die Röhre und wird nun in die Schale hineingekleidet. Diese zarte Behandlung ist nötig, da das Tier mit den Fingern leicht beschädigt und dadurch für den Wettkampf unbrauchbar würde. In der Schale findet sich ein kleines hölzernes Häuschen in Form einer Sundehütte mit zwei Ausgängen. Außerdem enthält das Gefäß ein wenig Schilf und Wasser zur Fütterung. Allmählich gewöhnt sich die Grille an die Gefangenschaft und wird später gewandt und kräftig.

Wenn die Stunde des Wettkampfes gekommen ist, bestimmen zwei Grillenbesitzer die Bedingungen des Wettkampfes. Zahlreiche sportlustige Zuschauer drängen sich herbei, mustern die in ihrem Käfig sitzenden Grillenkämpfer, loben oder beifallen ihre Vorgänge und schließlich untereinander Wetten ab. Dann wird wieder die Röhre in den Käfig gesteckt, worauf ein jeder Grillenbesitzer sein Tier in eine Schale mit steilen Wänden hineinbläst. Im ersten Augenblick stehen sich die beiden Grillen

wie bestürzt und erschrocken gegenüber. Sobald sich aber ihre langen Fühler berühren, beginnt der Kampf. In höchster Eile stürzen die beiden Tiere aufeinander los, verbeißen sich mit dem starken Gebiß und ruhen nicht eher, als bis das eine tot auf dem Platz bleibt. Zuweilen stellt man dem Sieger noch einen neuen Gegner gegenüber und gelingt es ihm, auch diesen und vielleicht noch einen dritten und vierten aus dem Felde zu schlagen, so wächst sein Ruhm und sein Wert in den Augen der glücklichen Besitzer und aller Sportfreunde. Man bezahlt für einen solchen Grillenkämpfer oft mehrere hundert Mark, während weniger bewährte Kämpfer für wenige Mark zu haben sind.

Ein Kavallerieregiment

Es liegt eine Krone im grünen Rhein, gezaubert von Gold und von Eisenstein, und wer sie erhebt aus tiefem Grund, den krönt man in Aachen zu selbiger Stunde; vom Belt bis zur Donau die Lande sind sein, dem Kaiser der Zukunft, dem Fürsten am Rhein. Es liegt eine Krone im grünen Rhein, gezaubert von Gold und von Eisenstein, und wer sie erhebt aus tiefem Grund, dem strömen die Bieder begeistert vom Mund; der Kranz der Unsterblichkeit wartet sein, des Sängers der Zukunft, des Sängers am Rhein. Ich weiß wo ein Häuschen am grünen Rhein, umrankt von Rebland die Fensterlein, drin wohnt ein Herz so engelgleich, am Golde so arm, doch an Tugend so reich; gehörte das Herz an dem Rheine mir, ich gäbe die Krone, die Krone dafür. Der zweite Abzweigung nach Wadi war ein großer Freund des Fuchses, einer Mischung des herausragenden Dattelmehrs mit Traubensyrup. Eines Tages hatte er sich auf der Jagd verirrt und ruhte sich in der Hülle eines Bauern aus, der den ihm unbekannten Jäger mit Brot und geronnenem Milch gasfreundlicher bewirtete. Schließlich kam sogar eine Flasche des verbotenen Getränks zum Vorschein und Wadi fragte, nachdem er einen tüchtigen Trunk getan hatte: „Weißt du, wer ich bin?“ — „Nein.“ — „Ich bin ein Hofbeamter des Kalifen.“ Der Bauer erwiderte ehrerbietig: „Gott erhalte dich!“ Nach einem zweiten Schluck wiederholte der Kalif diese Frage und fügte, als diese wieder verneint wurde, hinzu: „Ich bin einer von Wadis Heerführern.“ worauf der Bauer sagte: „Wage deine Ruheplätze angetrübte sein!“ Als sich aber das Spiel zum dritten Male wiederholte und Wadi sich als Beherrscher der Gläubigen und Nachfolger des Propheten zu erkennen gab, sagte der Bauer gar nichts, sondern nahm ihm die Flasche fort. „Das soll das heißen?“ fuhr der Kalif ihn an. „Gib mir dein Wein wieder!“ „Gib mir nicht ein.“ versetzte der Bauer, „denn wenn du noch mehr trinkst, was soll dann noch aus dir werden?“ Ein kostspieliger Druckfehler.

Kaff und Bauer.

Der zweite Abzweigung nach Wadi war ein großer Freund des Fuchses, einer Mischung des herausragenden Dattelmehrs mit Traubensyrup. Eines Tages hatte er sich auf der Jagd verirrt und ruhte sich in der Hülle eines Bauern aus, der den ihm unbekannten Jäger mit Brot und geronnenem Milch gasfreundlicher bewirtete. Schließlich kam sogar eine Flasche des verbotenen Getränks zum Vorschein und Wadi fragte, nachdem er einen tüchtigen Trunk getan hatte: „Weißt du, wer ich bin?“ — „Nein.“ — „Ich bin ein Hofbeamter des Kalifen.“ Der Bauer erwiderte ehrerbietig: „Gott erhalte dich!“ Nach einem zweiten Schluck wiederholte der Kalif diese Frage und fügte, als diese wieder verneint wurde, hinzu: „Ich bin einer von Wadis Heerführern.“ worauf der Bauer sagte: „Wage deine Ruheplätze angetrübte sein!“ Als sich aber das Spiel zum dritten Male wiederholte und Wadi sich als Beherrscher der Gläubigen und Nachfolger des Propheten zu erkennen gab, sagte der Bauer gar nichts, sondern nahm ihm die Flasche fort. „Das soll das heißen?“ fuhr der Kalif ihn an. „Gib mir dein Wein wieder!“ „Gib mir nicht ein.“ versetzte der Bauer, „denn wenn du noch mehr trinkst, was soll dann noch aus dir werden?“

Ein kostspieliger Druckfehler.

Die kostspielig mitunter Druckfehler sein können, zeigt folgendes Beispiel: Als im Jahre 1864 ein neuer Zolltarif in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgestellt und in Druck gelegt wurde, gelang es einer Verbindung englischer Fabrikanten, die Korrekturen des Tarifs in der Bundesdruckerei in Washington zu beschaffen, so daß sie bei dem Posten „Eisenbleche“ das Komma in einer Zahl verlegten, und dadurch bewirkten, daß verzinkte Eisenbleche ebenso verzollt wurden wie gewöhnliche. Das tollte an der Sache ist aber, daß der Irrtum bezu. der Betrag erst im Jahre 1881, also erst nach 17 Jahren entdeckt wurde, nachdem die Vereinigten Staaten nach angelegter Berechnung 48 995 776 Dollars an Zollgebühren eingebüßt hatten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 27

Donnerstag, 30. Juli

1925

Es liegt eine Krone ...

Von H. Dippel.

Es liegt eine Krone im grünen Rhein, gezaubert von Gold und von Eisenstein, und wer sie erhebt aus tiefem Grund, den krönt man in Aachen zu selbiger Stunde; vom Belt bis zur Donau die Lande sind sein, dem Kaiser der Zukunft, dem Fürsten am Rhein.

Es liegt eine Krone im grünen Rhein, gezaubert von Gold und von Eisenstein, und wer sie erhebt aus tiefem Grund, dem strömen die Bieder begeistert vom Mund; der Kranz der Unsterblichkeit wartet sein, des Sängers der Zukunft, des Sängers am Rhein.

Ich weiß wo ein Häuschen am grünen Rhein, umrankt von Rebland die Fensterlein, drin wohnt ein Herz so engelgleich, am Golde so arm, doch an Tugend so reich; gehörte das Herz an dem Rheine mir, ich gäbe die Krone, die Krone dafür.

Vom Leben unserer Muttersprache

Von Arthur Witte-München.

Nicht wenige Menschen hatten unsere deutsche Sprache für tot. Sie glauben, die Sprache sei ein Werkzeug, ein Werkzeug des Gedankenaustausches, das sich nicht ändern, nur abnutzen. Gewiß! Unsere Sprache wird, wie alle anderen, durch den Gebrauch einfacher, und wer die englische Sprache kennt, weiß, um wie viel einfacher sie durch den größeren Gebrauch bereits geworden ist, als die deutsche Sprache, mit der sie vor wenig mehr als tausend Jahren auf einer Stufe stand. Dennoch ist die Sprache kein toter Gebrauchsgegenstand, sondern ein lebendes Wesen, das eine ganz erstaunliche Entwicklung im Laufe der Zeit durchgemacht.

Ihre Veränderungen sind viele. Teils erstrecken sie sich auf die Sprache als Ganzes, teils auf ihre eigenen Wörter. Bei diesen wiederum sind sie zweierlei Art: äußerer und innerer.

Mit Bequemlichkeit denkt der Liebhaber einer schönen, klangvollen, d. h. vokalreichen Sprache der Zeit vor tausend Jahren, da man noch „mannisco“ sagte, wo es heute „Mensch“ lautet, da die tonlose „Ebene“ noch „ebanoti“ hieß, und da das schauerhafte „du rettest“ noch „du rattost“ klang.

Das Althochdeutsche mag ich, das hat noch Kraft, und Leben und Mark und flüssigen Saft“ sagt Bischof. Und in der Tat: als die blühende Jungfrau steht unsere althochdeutsche Sprache da mit heimlichem Reize, die aus den stehenden, flüsternde Birosäule, das Neuhochdeutsche, auf sie herab.

Woran liegt es, daß unsere Sprache ihre alte Klangfülle verlor? Wie kommt es, daß das Italienische, Spanische und alle anderen romanischen Sprachen im Gegensatz zu den germanischen ihren alten Vokalreichtum bewahrt haben? — Es haben da viele Ursachen gewirkt, die gefährlichste aber war die, daß wir Germanen infolge unserer Eigenart alle Wörter auf der ersten Silbe zu betonen begannen, während die Romanen an der freien Betonung der Ursprache, die bald die, bald jene Silbe betonte, festhielten. Wenn man in „ebanoti“ statt des „o“ das „e“ zu betonen anfängt, dann dauert

es nicht allzulang mehr, und das klangvolle Wort ist zum klanglosen „Ebene“ geworden.

Die einzelnen Wörter einer Sprache haben sich aber nicht nur ihrer Form, sondern auch ihrem Sinne nach verändert, und das ist eine Veränderung, deren Kenntnis nicht ohne Nutzen für den Gebrauch unserer heutigen Sprache ist. Einige Beispiele mögen das zeigen.

Es ist im allgemeinen Regel, daß das grammatische Geschlecht eines Wortes mit dem natürlichen des Wesens übereinstimmt, das es bezeichnet. In keiner Sprache heißt es etwa „der Mann“ oder „der Hund“; logischerweise müßte es also auch „die Weib“ heißen. Dennoch sagen wir „das Weib“. Woher kommt das?

Daher, daß „Weib“ ursprünglich nicht eine Frau, sondern einen Zustand, also etwas Sachliches bezeichnete, nämlich den Zustand der Begierde, des Verzehrens, in dem die heidnischen Priester des Urothes, den die europäischen Völker entnahmen, durch ihre blutigen Opfer getrieben. Da nun die Germanen die Frau als ein höheres Wesen verehrten, lag es für sie nahe, die Bezeichnung dieses heiligen Zustandes auf die Frau zu übertragen und diese fortan „das Begehrte“ und dann „das Begehrte“ zu nennen. — Nicht wahr, nun versteht man, weshalb die Dichter, wenn sie von Frauen sprechen, sich gerne dieses edlen Wortes bedienen, und nur die Unkenntnis seiner Grundbedeutung ist schuld, daß man heute unfürsorglich von einem „höflichen“ oder „häßlichen“ Weibe spricht.

Weshalb verliert sich die Bedeutung des Wortes „wohnen“, es heißt ursprünglich sich irgendwo erfreuen. Vielleicht nimmt mancher, dieser Grundbedeutung nachsinnend, einmal Gelegenheit, festzustellen, ob er überhaupt irgendwo „wohnt“.

„Frohlocken“ ist auf den ersten Blick völlig unverständlich, denn unmöglich kann es mit „locken“ zu tun haben. Wer aber weiß, daß „locken“ ursprünglich „klopfen“ bedeutet, wird un schwer die Grundbedeutung „vor Freude die Hände zusammenklappen“ erraten.

„Flitterwoche“ hat nichts mit Flittern, d. h. allerhand duffigen Kleiderputz, zu tun, sondern „flittern“ heißt „liebhaben“. Wir erwähnen das nur, um moderne Hochzeitsreisen von einem heute mehr und mehr getriebenen Aufwande ab- und ihren eigentlichen Aufgaben wieder zuwenden.

Ein Wort, das wir gar nicht mehr verstehen, obwohl das Wesen, das es bezeichnet, infolge zunehmender Gehirnerkrankung und wachsender Bequemlichkeitsliebe immer häufiger wird, ist der „Hagestolz“. Im Mittelhochdeutschen sagte man noch „der Hagestolt“ und meinte damit einen jungen, unehelichen Menschen, der in den „Hag“ — ein ungeheures Grundstück — „gestellt“ war, d. h. es abhängig vom Herrenhofe vermarkete. Als man diese Grundbedeutung des „Hagestalt“ nicht mehr kannte, machte man im Hinblick auf das Benehmen vieler solcher Leute aus dem „Hag“ ein „Hagestolz“.

Dieses letzte Beispiel deutet auf etwas hin, was man „Vokalismus“ nennt, d. h. das Fortleben des Vokales, die es nicht mehr versteht, sich zu erklären und seine Erklärung durch Umwandlung des betreffenden Wortes auszuweichen. Ein ganz bezeichnendes Beispiel hierfür ist das Wort „Vokabier“. Nennen, wo man dieses Wort heute anpreist, fügen die bunten Bilder mit einem oder zwei wohlbedachten Vokalen. Und doch hat das Wort mit dem Ziegenbock nichts zu tun. Vielmehr hat die durch ihr nährhaftes Bier berühmte germanische Stadt Cimbech dieser Bierart ihren Namen gegeben: aus Cimbech wurde Cimboch, woraus sich „Vokabier“ entwickelte, zumal im Französischen „un boc“ ein Glas Bier bedeutet.

Weshalb wie diesen Einzelwörtern erging es ganzen Redensarten, die im Laufe der Zeit unverständlich geworden waren:

„Jemandem den Rant ablaufen“, dabei konnte man sich nichts mehr denken, nachdem man vergessen hatte, daß „Rant“ „Wiegung, Krümmung“ bedeutet, und daß die Redensart besagen wollte: wer einem anderen die Krümmung des Weges abläuft, kommt eher zum Ziele. So verstand man: „Jemandem den Rant ablaufen“, denn dabei konnte man sich etwas vorstellen. — Wer sieht nicht, daß hinter diesen einfachen Beispielen eine ganze Kultur-entwicklung steckt, daß die Zeit des Wesens körperlicher Gemadheit, des Wettlaufs im Freien, abgelöst ist durch eine Zeit geistigen Wettbewerbs, wo es auf den „Rant“ und nicht auf den „Rant“ ankommt?

Es mag mit diesen wenigen Beispielen genug sein. Sie sollten dem Uneingeweihten zeigen, daß unsere Sprache in ständiger Entwicklung war. Daß sie es noch heute ist, davon mag ihn die Beobachtung seiner Mundart überzeugen.

Entwicklung der Chirurgie

Ueber die Entwicklung der Chirurgie im Rahmen der allgemeinen Kultur hielt Geh. Rat Professor Dr. Sauerbruch im Hörsaal der chirurgischen Klinik gelegentlich einer Sitzung des ärztlichen Vereins München einen hochinteressanten Vortrag. Im Hand der Geschichte wies er nach, wie der Aufstieg einer Kultur auch einen Aufstieg der Medizin im Gefolge hatte, wie aber der Niedergang einer Kultur auch den Niedergang für die Medizin bedeutete. Besonders die Chirurgie habe unter den Kulturen wenig fortschrittlich geführten Kulturen zu leben gehabt. Sei doch z. B. im Mittelalter der Chirurg nicht höher im Ansehen gestanden als der Schornsteinfeger. Erst mit der fortschreitenden Technik und Wissenschaft habe die Chirurgie einen Aufschwung erlebt. Diese Entwicklung zeige die Geschichte der Babylonier, der Ägypter, der Indier, der Ägypter, der Griechen, der Araber, der Römer und der Germanen. In dem Maße, wie sich das Vorkommen auf dem Gebiet der Medizin vorfindet, begannen die religiösen Systeme ihre grundsätzliche Stellung zur Medizin, besonders zur Chirurgie, zu ändern. Während z. B. die mittelalterliche Kirche früher die Beschäftigung des Arztes mit der Heilkunde gerne sah, verlagte die Würburger Synode im 14. Jahrhundert den Geistlichen die Beschäftigung mit der Chirurgie, ja sie drohte den Geistlichen, die chirurgische Manipulationen vorzunehmen, mit dem Kirchenbann. Dadurch wurde die innere Medizin bevorzugt, während man sich für chirurgische Verrichtungen niedere Angestellte hielt, die nicht immer die besten waren. Die Chirurgie lag praktisch in Händen fahrender Gesellen. Eine Wendung kam erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Einführung der Anästhesie und der antiseptischen Wundbehandlung. Es entstand aber eine andere Gefahr, der Materialismus griff um sich. Erst durch die biologischen Forschungen, durch die Ausbeutung der naturwissenschaftlichen Methoden wurde der Irrtum über die materialistischen Auffassungen aufgeklärt. Bescheiden erkannte man, daß auch die beste wissenschaftliche Entdeckung über das Leben und Eigentümliche nichts sagen könne. Arzt und Chirurg erkennen heute, daß sie ein Krankheitsbild mit der ganzen Seele machen müssen, ohne sie als alles Wesen und Erfordernis eines leeren Mechanismus. Ueber allem Wissen und Können, das eine Zeitepoche vermittelte, müsse die Eigenart des behandelnden Arztes stehen. Damit werde seine Tätigkeit zur Kunst. Nur so bleibe die Heilkunde —

das schärfste Wort, mit dem seit alters her die praktische Arbeit der Aergie gekennzeichnet wird, von allen Zeitströmungen unberührt. Was ist in der Zukunft für die Medizin zu erwarten? Die Frage ist schwer abstrakt, leicht an der Hand der Geschichte zu behandeln. Diese große Zeitermeisterin zeigt, daß es keine absoluten Wahrheiten und keine immer geltenden Gesetze gebe. Ein System, das das andere ab, und nicht einmal das, was zu einer Zeit als Wahres erkannt wurde, bleibe bestehen. Es sei durchaus denkbar, daß unsere epochalen Leistungen und Fortschritte unter dem Einfluß gewaltiger kultureller Umwälzungen verloren gehen. Auch die Medizin unserer Tage sei nur ein Uebergang. Wir fühlen bereits heute, daß etwas Neues kommen will, was wir noch nicht klar erfassen können. Das, was in Kultur und Wissenschaften sich andeute, werde auch in der Medizin zum Durchbruch kommen. Es werde eine neue Zeit kommen. Aber diese neue Zeit könne verhängnisvoll werden. Auch das lehre die Geschichte. Immer stellt sich nach großen politischen und sozialen Umwälzungen, besonders wenn sie mit wirtschaftlicher Not verbunden seien, ein Gang zur Wüste ein, der das Grab jeden Fortschrittes sei. Ueberrückene Spekulation und ungesittiges Schwärmen müssen ferngehalten werden. Neue Ideen müssen sich nicht ergründen, sie kämen auf dem Wege der Entdeckung und würden uns eines Tages gefahrten.

Die letzte Entwicklung zeige, daß der materialistische Aberglaube die gegenwärtige kritische Phase erzeuge. Die harmonische Vereinigung zwischen verstandesmäßiger Erkenntnis und menschlicher Liebe seien das Wesentliche der ärztlichen Kunst. Medizin und Chirurgie seien mit dem gesamten inneren und äußeren Geschick der Völker verbunden.

Vom Himmelsriesen Jupiter

Von Max Baier.

Wer gegenwärtig gegen 10 Uhr abends den Blick zum östlichen Himmel erhebt, wird dort einen glanzvollen Stern emporkommen sehen, dessen Leuchtkraft alle Fixsterne weit hinter sich läßt. Es ist der Himmelsplanet Jupiter. Schon dem freien Auge als Planet durch seine ruhigen, nicht flimmernde Lichter erkennbar, erscheint er bereits im nur zwei- bis dreifach vergrößerten Opernglas als deutliche, sich von den Lichtpunkten der Fixsterne unterscheidende Scheibe. Ein Feldstecher von acht- bis zehnfacher Vergrößerung genügt, um erkennen zu lassen, daß Jupiters Gestalt kein reiner Kreis ist und daß die Scheibe nicht überall gleich hell ist. Auch zeigt ein solches Glas schon ohne Schwierigkeit zwei, zum Teil aber auch drei von den vier großen, von Galilei bald nach der Entdeckung des Fernrohrs entdeckten, Jupitermonden. Ein Ausblicksfernrohr von vier- bis zwanzigfacher Vergrößerung oder auch ein Handfernrohr von ähnlicher Kraft, wenn es nur durch eine Baumrinne oder sonstwie hinreichend festgemacht werden kann, daß die Zitterbewegungen beim Halten aus der Hand fortfallen, gestattet schon, einen Teil der Welt in der Gegenwart der Jupitermonde zu sehen. Bedenken wir, daß die Scheibe des Himmelsplaneten so gewaltig ist, daß sie uns trotz ihrer mehr als sechshundert Millionen Kilometer Entfernung bei nur fünf- bis vierzigmaliger Vergrößerung schon so groß erscheint, wie der Vollmond dem freien Auge, dann ist dies nicht weiter verwunderlich, denn auch auf unserem Monde unterseht das scharfe Auge schon eine ganze Menge von obenherdlich gestirnten Flecken. Nämlich bei Jupiter, nur daß die Anordnung der dunklen Gebilde dort eine ganz andere ist. Wir sagten schon oben, daß Jupiters Gestalt nicht einem reinen Kreise gleicht. In der Tat ist der Durchmesser der Scheibe ein Siebzehntel kleiner, als der Gleicherdurchmesser, was man die Abplattung nennt. Scheitern die Flecken auf unserem Monde regellos zu liegen, so schmeigen sie sich bei Jupiter alle der Richtung des Gleichers an. Jupiter erscheint also gebändert, so zwar, daß das Gleichergelände selbst durch einen hellen Gürtel gekennzeichnet ist, auf welchen sich nördlich und südlich die beiden breiten dunklen, meist rotbraunen gefärbten Hauptstreifen anschließen. An den polstlichen Rändern dieser mächtigen, düsteren Bänder zeigen sich dann wieder hellere Gürtel, die von mehreren bläulichdunklen Streifen unterbrochen werden, bis die Polkappe selbst, stets düsterer als das angrenzende Gebiet, das Bildnis abschließt. Je stärker das zur Verfügung stehende Glas ist, um so mehr Einzelheiten vermag das Auge des Beobachters in den einzelnen Streifen zu unterscheiden. So besonders in den dunkeln Hauptgürteln helle, eiförmige Flecken, die oft wie Perlen

an einer Schnur ausgerenkt sind, und wieder ganz dunkle, tintenfarbene Flecke, die sich schwärzlich vom Hintergrunde abheben. Bei der dreihundert- bis vierhundertfachen Vergrößerung, welche die mittleren astronomischen Fernrohre bei unseren Luftverhältnissen gestatten, ist der Anblick des Himmelsriesen ein überwältigender. Versäume daher niemand die Gelegenheiten, welche die immer zahlreicher werdenden Volksfernwarten und ähnliche Unternehmungen zu solchen Beobachtungen bieten. Wer auf bescheidene optische Hilfsmittel angewiesen ist, d. h. auf Handfernrohre oder kleinere astronomische Gläser, der wird vor allem am Spiele der Jupitermonde vielen Reiz finden. Schon ein guter Feldstecher zeigt die Bewegungen der winzigen Lichtpunkte an, das Fernrohr gestattet sie genauer zu verfolgen. Unschwer erkennt man, wie die einzelnen Monde bald zwischen Jupiter und Erde hindurchgehen, bald wieder hinter dem Balle ihres Beherrschers, in dessen Schlagschatten verfinstert werden. Oft auch kommen sich zwei Monde sehr nahe, so nahe, daß sie ein ganz junges Paar von Lichtpunkten bilden, dessen Trennung zum Bräutlein für die Güte des Fernrohrs, der Luft und des Auges dienen kann.

Um die Schattenpunkte, welche dadurch entstehen, daß der Schlagschattenkegel der Monde auf Jupiter fällt, auf der Scheibe des Himmelsplaneten vorüberziehen zu sehen, ist wohl mindestens eine sechzigfache Vergrößerung erforderlich.

Bedenken wir, daß die großen Sternwarten über Fernrohrsvergrößerungen, welche bei guter Luft die Anwendung einer mehr als zweitausendfachen Vergrößerung gestatten, so ist es nicht verwunderlich, daß mit ihrer Hilfe auch sehr genaue Messungen über die Verhältnisse in der Jupiternacht gewonnen werden konnten. So wurde festgestellt, daß der Gleicherdurchmesser Jupiters 142 000 Kilometer, also 11,14 mal mehr mißt als der Erddurchmesser, während der Betrag, um welchen die Pole voneinander absteigen, wegen der Abplattung um 3 000 Kilometer kleiner befunden wurde. Der Rauminhalt des Jupiterballes übersteigt unsere Erde also 1300 mal, die Masse des Riesen aber um rund 318 mal, woraus folgt, daß die mittlere Dichte der ihn bildenden Stoffe nur 1,4 von der des Wassers beträgt, während unsere Erde durchschnittlich das spezifische Gewicht 5,5 besitzt. Dieses Dichteverhältnis allein genügt, um uns klar zu machen, daß Jupiter nach Stoffnatur und Dichtezustand eine von der unsrigen völlig verschiedene Sternwelt sein muß.

Auch die Bahn des Jupiters ist genau fest bekannt. Im Mittelpunkt 778 Millionen Kilometer vom der Sonne entfernt, läuft der Stern des Zeus in 11,86 Jahren einmal um das Tagesgestirn, d. h. er braucht 50 Tage weniger als 12 Erdjahre zur Sonnenumfahrung. Wegen der Streckung seines Bahnweges kann er dabei der Sonne bis auf 740 Millionen Kilometer nahekommen, sich aber auch bis 815 Millionen Kilometer von ihr entfernen. Um seine eigene, nur wenig zur Bahnebene geneigte Achse dreht sich Jupiter in nur 9 Stunden 50 Minuten. Ein Jupitertag ist also rund 2 1/2 mal kürzer als ein Erdentag, während ein Jupiterjahr fast zwölfmal so lang ist als bei uns. Die gewaltige Masse des Himmelsplaneten bewirkt endlich auch eine 2 1/2 mal größere Schwerkraft aller Dinge an seiner Oberfläche. Auf Jupiter verfiel, würden wir das Gewicht unserer Körper 2 1/2 mal vermehrt empfinden, also kaum zum aufrechten Stehen, noch weniger zum Gehen imstande sein.

Das Reich der Jupitermonde hat durch fortgesetzte neue Entdeckungen seit Galilei erheblich an Ausdehnung zugenommen. Bis 1920 konnte man 9 Jupitermonde im ganzen, also 5 außer den großen, alten Galileischen. Kürzlich kam die Nachricht aus Amerika, daß dort noch 6 neue Begleiter des Himmelsplaneten auf photographischem Wege entdeckt worden seien. Näheres über ihre Bahnen ist noch nicht bekannt.

So gut wir aber auch heute über alle zahlenmäßigen Angaben der Jupiterwelt Bescheid wissen, so viele Tausende von Zeichnungen seiner Oberfläche wir aber auch besitzen, von dem Zustande auf ihm besitzen wir noch keine gesicherte Kenntnis. Die meisten Sternforscher halten Jupiter im allgemeinen für einen noch heißen Ball, der in seiner Abkühlung noch nicht so weit fortgeschritten ist wie die kleine Erde. Dagegen erklärt Ing. Förber, der Begründer der jetzt viel genannten Weltislehre, den Stern des Zeus für einen fast reinen Wasserplaneten, der oberflächlich von Eis umkrustet ist und nur in seinem Inneren einen metallisch-erdigen Kern birgt. Wie man aus diesen sich widersprechenden Lehren ersieht, bleibt der Zukunft noch genug zu erforschen übrig. Sollen wir, daß dem Eifer der Beobachter bald die Lösung der heute noch strittigen Fragen gelingen möge.

Der Nagewert der Palmen

Von Ch. Ulrichs.

Selten machen wir uns klar, was die Palme für den Bewohner der heißen Zone bedeutet. Sie ist der Freund der Eingeborenen und die Quelle ihrer Wohlfahrt, ganz besonders die Kokospalme.

Die überwiegende Mehrzahl der Eingeborenen lebt vom Ertrag ihrer Kokospalmen, von denen fünfzehn — wie man sagt — eine Familie ernährt. Sie gebeißt sowohl im Saande des Küstendobens wie im Flachlande, ja mit ein wenig Sorgfalt siedelt man sie auch im Gebirge, zwischen Felsen und Klüften an. Der Baum trägt das ganze Jahr hindurch Früchte und alle seine Bestandteile und Erzeugnisse sind sehr nützlich.

Zwischen dem sechsten und zehnten Jahre ihres Lebens beginnt die Kokospalme zu tragen und gibt in vier Ernten jährlich etwa 100 Früchte. Bei ausgezeichnetem Boden und guter Pflege bringt sie es zu sechs und sieben Ernten mit 200 Früchten. Sie erreicht eine Höhe von 30 bis 100 Fuß und ein Alter von etwa 60 Jahren. 45 Jahre sind der Durchschnitt ihrer Tragfähigkeit. Vom 25. bis 35. Jahre steht sie auf der Höhe ihrer Kraft, und zwischen ihr ist ihr ein Alter bis zu 100 Jahren beschieden.

Gedrochnete Rüsse mittelalter Bäume werden zur Saat benutzt. In zwei Fuß tiefe Gruben legt man den Kern zwischen Erde, die reichlich mit Salz und Asche vermischt ist, eine Maßregel, die dazu dient, die Insekten fern zu halten. In der trockenen Jahreszeit begiebt man die Saat täglich, bis sie Wurzeln getrieben hat, dann pflanzt man sie um. Schon drei Monate vorher hat der Vandmann den Pflanzen die Stätte bereitet. Er gräbt 15 bis 20 Fuß auseinanderliegende Gruben, die mit Dung aus den Hülsen der Kokosrüsse, mit Sand, Salz und Asche gefüllt werden. Dahinein setzt er die junge Pflanze, begiebt sie täglich, bis Sprossen erscheinen, dann nur zweimal monatlich und später noch seltener, bis die Reifezeit einsetzt. Im vierten Jahr beginnt das Pflänzchen 12 Blätter zu treiben. Im folgenden Jahr besitzt es schon 24. Schnell entwickelt sich aus der Stamm, der oft schon sechs Jahre nach der Pflanzung Früchte trägt.

Die in den höchsten Spitzen der Palmen hängende Frucht herabzuholen, ist die Arbeit der Shamars, einer eigenen Rasse, die durch Jahrtausende die Fähigkeit ausgebildet hat, an dem glatten Stamm des Baumes emporzuklettern, ohne sich irgendwelcher Hilfsmittel zu bedienen.

ist die Frucht geerntet, so beginnt der Eingeborene, sie in ihre Bestandteile zu zerlegen. Auf tüchtige, spitze Hölzer oder eiserne in die Erde gerammte Pfähle preßt er sie, so daß sie feststehen. Dann zieht er ihr die haarige Rinde ab, die in Salzwasser eingeweicht wird. Erst nach 6 bis 8 Monaten ist sie zur Verarbeitung reif. Die Haare oder Fasern werden von der Rinde gelöst, gereinigt und zerhackt. Tausende von Frauen sind in Indien beschäftigt, diese Fasern zu spinnen, zu Garn und Seilen zu drehen, zu sortieren und zur Ausfuhr zu verpacken. Die Indiofaser wird in Europa statt der Koffhaare zum Stopfen von Matrasen oder Kissen viel benutzt, ebenso zur Herstellung von Teppichen, Matten und Decken. Diese haben den Vorzug unermüdlich zu sein, stellen sich aber auch recht teuer, da das Färben der Faser, die Zeichnung der Muster und die Weberei künstlichen Geschmacks und sorgfältige Arbeit erfordern.

Die Rinde wird von der Kokosnuss entfernt und mit Knütteln zerhackt. Das Fleisch wird, nachdem der Kern herausgenommen ist, an der Sonne getrocknet und gepreßt. Früher geschah dieses in sehr primitiver Weise durch Reiben zwischen Steinen, heute gibt es Maschinen, in deren Trichter das in kleinere Stücke gebrochene Fleisch der Kokosnuss geschüttet wird, und wir sehen ein wasserhelles Öl, das geruchlos und geschmacklos ist, in die unter den Maschinen aufgestellten Behälter tropfen. 100 Rüsse neben etwa 4 1/2 Liter Öl. Das völlig reine Kokosöl wird zu Palmöl verdickt und mit Zusatz von Milch zu Palmöl eingebracht und liefert dem Haushalt ein sehr geschätztes Fett zur Bereitung von Speisen, Herstellung von Seifen usw.

Einen wichtigen Handelsartikel bildet indes der Kern der Kokosnuss: die Kopa, die entweder zur Gewinnung eines sehr feinen Ols oder als Nuss verhandelt wird, ebenso als Wandbeleras.

Nicht immer wartet man bis zur Reife der Früchte, um sie zu ernten. Sie enthalten ja

die erstickende Milch, ein nährhaftes und sehr beliebtes Getränk. Bevor die Flüssigkeit, die sich schließlich zum Kern, der Kopa, verdickt, milchig ist, wird sie zu allen möglichen medizinischen Zwecken benutzt.

Die unentwickelten Spitzen der Blütenknospen geben den berauschenden Saft, der nach kurzer Gärung als Rognan, Toddy und auch Arrak getrunken wird. Durch das Einkochen des frischen Saftes gewinnt man den braunen Zucker. Dazu wird von den Shamars den Knospen der Saft entzogen. Der Mann bindet die Blütenknospen der Baumpitze abwärts und schlägt sie mit einem Stück Holz fünf bis sechs Tage lang morgens und abends weich. Dann schneidet er zwei Zoll tief in sie hinein und besetzt ihn mit einem feinen, in das nach einigen Tagen der Saft zu träufeln beginnt. Zweimal täglich holt er ihn heraus und wiederholt den Schnitt. Früchte gibt die Palme nun nicht; sie leidet aber keinen Schaden, sondern trägt für einige Jahre umso mehr.

Und nun zur Schale der Nuss. Sie bildet das einzige Brennmaterial des Landes. Vor den Fabriken sah ich sie zu Bergen aufgeschichtet liegen. Sie ist billig und ermöglicht die Kosten des Betriebes. In der Stamm noch jung, so dient das biegsame, weiche Holz zur Anfertigung von Haus- und Gefäßgeräten; hat die Palme ihre Lebensarbeit getan, trägt sie keine Früchte mehr und wird gefüllt, so liefert das harte, dauerhafte Holz ein vorzügliches Baumaterial für Schiffe, Brücken und Häuser.

Die Kokospalme ist der Legende nach vom Himmel geholt worden und führt deshalb im Indien den Titel „der wohlthätige Himmelsbaum“ als geliebter Gegenstand.

Die Blätter der Palmpalme liefern durch die Jahrtausende den Indern das Papier, auf dem ihre heiligen Bücher geschrieben sind. Ihre Knospen geben reichlichen Saft her als die der Kokospalme. Sie ist es, die hauptsächlich zur Todtbesetzung benutzt wird. Die am häufigste und schönste Palme ist die Arekate. Ihre Blätter decken die Dächer der Eingeborenen, die starken Rippen bilden Fußböden, ihre Fruchtkerne werden als Beutel viel gehaut.

Bayrisch Bier

Von Gustav Beyer, Berlin.

Im Reichstag ist in diesen Tagen ein heftiger Kampf um die Biersteuer entbrannt. Von verschiedenen Seiten des hohen Hauses wurden in erster und auch in zweiter Lesung die Versteigerung dieses „wichtigen Nahrungs- und Genussmittels“ schwerwiegende Gründe ins Feld geführt. Ein Abgeordneter aus Schwaben, von dem man ohne weiteres annehmen muß, daß er die Vorzüge des edlen Gerstenbieres wohl zu würdigen imstande ist, trat in scharfester Weise mit dem Vorschlag hervor, den vier Elementen, die Schiller in seinem „Ruchhild“ zum Brauen einer Punschbottle für erforderlich hält, nämlich: Saft der Zitronen, Zucker, Wasser und „Tropfen des Geistes“, das Bier als fünftes Element zugefügt werden könne; zwar nicht, um als Zusatz zum Punsch zu dienen, sondern als ein Element, das gleichfalls geeignet sei, „das Leben zu wirken und die Welt zu bauen“.

Das Bier war in Deutschland bereits im 12. und 13. Jahrhundert weit verbreitet. Besonders gepflegt wurde es in den Klöstern, die auch den Hopfenbau gefördert haben. Nach einer älteren deutschen Sage wurde Cambrinus, einem angeblichen flandrischen König, die Entdeckung des Bieres zugesprochen, der auch bei den Bräuern als Schutzpatron gilt.

Der Ursprung des Bieres reicht aber viel weiter zurück. Schon König Sisiris soll 1880 vor Christus in Ägypten ein aus gemältem Getreide erzeugtes Bier eingeführt haben. Herodot, der um 400 vor Christus lebte, erzählt von den Ägyptern, daß sie ihren Wein aus Gerste bereiten. Plinius berichtet, daß bei Gallien und Spanien das Bier gebraucht war, und zwar unter dem Namen Cerevisia, eine Bezeichnung, die sich die deutschen Studenten angeeignet haben.

Die Studenten haben das Biertrinken überhaupt zu einer hohen Kunst ausgebildet, indem sie ein ziemlich kompliziertes, teils ernstes, zum großen Teil aber lustiges Zeremoniell geschaffen haben, das bei Kommersien mit peinlicher Sorgfalt mit größtmöglicher Strenge beobachtet wird und das in dem deutschen Bierkommentar dokumentarisch niedergelegt ist. Wie hoch die Studenten den Wert des Bieres schätzen, geht daraus hervor, daß sie dessen Erfinder heilig gesprochen haben, indem sie ihn in dem bekannten Studentenlied: „Sich' ich in froher Zecher- kreise und nehm' das volle Glas zur Hand.“ als „Sanctus Cambrinus“ anspiechen.

Schon Karl der Große hat der Bereitung des Gerstenbieres große Aufmerksamkeit geschenkt.

und wir können mit gutem Recht sagen, daß das Bier ein deutsches Nationalgetränk ist. Bekannt ist das Wort, das ein bayrischer Abgeordneter vor Jahren geprägt hat, der das Bier als „flüssiges Brot“ bezeichnete.

Unter den bierzeugenden Großstädten steht München an erster Stelle. Brauereien sind durch die Bereitung eines wohlschmeckenden und bekömmlichen Bieres einen Weltreichtum erworben haben. Ueberhaupt was wäre München ohne Hofbräu, Bürgerbräu, Spatenbräu usw., die alle lieblich wie Milch und Honig durch die Rehe laufen.

Eine unvergleichlich hohe Bedeutung kommt auf der ganzen süddeutschen Hochfläche dem Bier zu. Das Klima wollte es nicht, daß hier Bacchanten mit weinlaubgeschmückten Thyrsusstäben die Erntewoggen in trunkenen Seligkeit lautstark umschwärmten. Da reichte der Ceres als höherer Vermittler Cambrinus die Hand. Nirgends auf Erden ist die altertümliche Kunst der Brauerei so hoch vorkommen worden wie dort, wo das Wahrzeichen des bayerischen Staates, der Münchener Frauenkirche, weit hinausragt über die Ebene.

Der Altbayer vornehmlich ist in unseren Tagen der Vehrmeiter der Braukunst für alle Kulturländer bis nach Japan hin geworden; und man sage nicht, daß es ihm bei immer höherer Veredelung seines Lieblingsgetränkes an industriellen Sinn gemangelt habe: die in England höher entwickelte Technik der Walzerei hat er sich zu eigen gemacht und den maschinellen Dampftrieb umfassend in seine Großbrauerei aufgenommen, die durch Massenleistungen sich ungleich erträglicher erweist als die früher allein übliche Kleinbrauerei. Daher ist in München, der bedeutendsten Bierbrauerei der Welt, die Zahl der Brauereier neuerdings zurückgegangen, Menge und Güte des Gebraus aber gleichzeitig gesteigert worden.

Und mit welcher Andacht genießt der echte Bayer seinen Gerstensaft! Man merkt es ihm an, wie dieses Getränk zu seinem Wesen paßt. Er selbst ist kraftvoll tüchtig und bedarf in seinem meist kühlhellen Klima eines innerlich wärmenden, zugleich aber nachhaften Trunkes. Urdeutsche Volksähnlichkeit weht uns entgegen, wenn wir die wackeren Zecher ohne Unterschied von Stand und Geschlecht im ungeschmückten Schenkräum, wo möglich im offenen Bier auf der Holzbank bekannnen sitzen sehen oder ihren achtungsbietenden Maßkrügen, wie sie das gleiche Trunk und Gegenstück austauschen, gleichviel ob vornehm oder gering, wie sie weder törichte Etikette noch ängstliche Schamhaftigkeit im geselligen Verkehr kennen, gutmütige Geradsinn und Offenheit vielmehr das Gespräch beherrscht, das gern vom lieben Bier selbst den Ausgang nimmt, doch auch unter Umständen unvorhergesehen und grob werden kann, wenn der Geist ehrlichen Widerpruchs sich gestählt fühlt.

So innig vermischt ist das ganze Sein des Altbayers mit seinem „Nationalgetränk“, daß es schwer fällt zu sagen, ob sein Temperament ihn von Haus aus von allen anderen Germanen zum Gerstenbier hingezogen oder dieser jenes erst entfaltete. Jedenfalls lebt im bedächtigen, doch keineswegs gefühllosen Gemüt, im ruhigen Schritt, in der Körperfülle und der naturwüchsigsten Kraft dieses Stammes ein gut Teil von Rückwirkung dieses vom frühen Morgen bis zum späten Abend genossenen Lieblingsgetränkes. Das Verdauungsfeld mit ihm tut sich auch darin kund, daß der Bayer im fremden Land geradezu vom Heimweh verfolgt wird, wenn's dort kein trinkbares Bier gibt.

Bekannt ist ja die zu drohenden Volksaufläufen führende Münchener Bierrevolution von 1844, hervorgerufen durch, daß der Preis für „ein Maß“ um einen Kreuzer aufgeschlagen war und gestillt erst durch Zurücknahme des bösen Aufschlages, der bei dem täglichen Massenverbrauch an Bier allerdings einen jeden, zumal jeden Familienvater, hart betraf.

Die Vorläufer der Anzeigen

Von Max Reiner.

Das älteste Mittel, dessen man sich bediente, um Nachrichten nicht nur einem allein, sondern möglichst allen Einwohnern einer Stadt oder eines ganzen Landes schnell und allgemein bekannt zu geben, war das Ausrufen. So ließ Moses ausrufen, was er dem ganzen Volke mitteilen wollte. Bei den Griechen und Römern fanden diese Ausrufer bereits unter Aufsicht der Polizei, und wer zum Beispiel etwas verkünden wollte, mußte sich davor stellen, daß er die Erlaubnis einholen. Petronius erzählt, ein Ausrufer sei mit einem Polizeibeamten auf den Markt gekommen und habe bekanntgemacht: „Ein Knabe von ungefähren Jahren, mit krummem Haar, blond

Sinnige Hausinschriften

Und ist dein Heim auch noch so klein, halt Zucht und Ordnung drin! Es soll der Mann stets König sein, das Weib die Königin.

Deutsches Haus und deutsches Land schirme Gott mit starker Hand.

Wat frag ich nach de Lue! Min Herrgott helpt mie.

Nur klein, aber mein.

und schön von Gesicht, mit Namen Gidon, ist kürzlich verschwunden; wer ihn auffindet oder

angeben kann, wo er ist, soll 1000 Sesterzien (etwa 150 Mark) erhalten.“ Ein anderes Mittel der allgemeinen Bekanntmachung bestand darin, daß man die Nachricht aufstrebte und an öffentlichen Orten anheften ließ.

In späteren Zeiten, nach Einführung des Christentums und des christlichen Gottesdienstes, kam noch ein anderes Verfahren auf, nämlich die Mitteilungen der Gemeinde durch den Geistlichen von der Kanzel herab bekanntzugeben zu lassen. Alle diese Arten der Bekanntmachungen sind jetzt noch hier und da in Gebrauch, haben jedoch ihre Unbequemlichkeit und Mängel. Die Bekanntmachung durch Ausrufen darf nicht zu oft erfolgen, sonst hört niemand danach, und wenn die Bekanntmachungen ausführlich sind, so werden sie undeutlich und sind schwer zu behalten. Das Anschlaglegen von Zetteln an öffentlichen Orten leistet nicht genug; viele kommen gar nicht an die Anschlagtafeln, und manche wollen nicht auf der Straße stehen bleiben und lesen.

Erst im 16. Jahrhundert wurde ein ungleich bequemerer Verfahren bekannt, nämlich das Intelligenzwesen. Anfangs ging der Vorschlag nur dahin, daß in einem Büro Bücher und Register über alle einkommenden Nachrichten geführt werden sollten, aus denen das Gewünschte ersichtlich sein konnte. Verlangte man Beispiel jemand einen Schreiber, so ließ er sein Gesicht im Büro abgeben; hatte sich dort schon jemand gemeldet, der für den Posten in Frage kam, so wurde er an jenen verwiesen. Tag kein Angebot vor, so wartete man, bis jemand nachfragte, und teilte ihm die offene Stelle mit. Bald kam man dahin, alle diese Anfragen vereint drucken zu lassen, und so entstanden die sogenannten Intelligenzblätter, in denen, außer jenen Anfragen, bald allerlei andere Nachrichten bekannt gemacht wurden.

Der älteste Vorschlag zu einer solchen Fragmente ist der, welchen der Vater des französischen Philosophen Montaigne in der Mitte des 16. Jahrhunderts machte. Er ist 1559, 74 Jahre alt, gestorben, und da noch kein Sohn, der 1592 das Zeitalter segnete, diesen Vorschlag als neu und nirgends anderswo eingeführt, anpreist, so muß wohl bei dessen Lebzeiten in Frankreich und den benachbarten Ländern kein Versuch dieser Art gemacht worden sein. Ungeachtet ist das erste Fragment oder Intelligenzblatt das, welches 1637 von John Jumps in London errichtet und von König Karl 1. auf 40 Jahre bestätigt worden ist. In dem Freibriefe wird es auch bereits „the office of intelligence“ genannt.

Der erste, der in Deutschland eine ähnliche Einrichtung vorschlug, ist Wilhelm Freiherr von Schröder, der dem Kaiser Leopold einen Entwurf dazu überreichte, worin er sich auf die in London auf der Börse errichtete Intelligenzkommer bezog, aber auch schon den Vorschlag gab, alle Woche ein Intelligenzblatt drucken zu lassen. Das Jahr, in dem dieser Entwurf abgelehnt wurde, läßt sich nicht mehr genau feststellen, jedoch wurde der Verfasser 1663 ermordet, aber erst lange nach Schröders Ableben wurde in Wien eine Intelligenzkommer errichtet und viele seiner Vorschläge eingeführt, und zwar, nachdem ein Herr von Boden die Sache noch einmal zur Sprache gebracht hatte.

In Preußen wurde das Intelligenzwesen erst später eingeführt; denn in Berlin wurden die ersten Intelligenzblätter am 3. Februar 1727, in Halle an der Saale am 1. August 1729 und bald darauf in allen preussischen Provinzen gedruckt und vertrieben. Im übrigen Deutschland folgte man diesen Beispielen bedeutend später; denn das hannoversche Intelligenzbüro, das seine Entstehung dem Landessyndikus von Büllen verdankte, kam erst 1750, und das Leipziger Intelligenzblatt, das durch die Bemühungen des Bizepräsidenten von Spohrthal eingerichtet wurde, sogar erst 1763 heraus.

Nach heute führen viele alte Zeitungen als Unterzettel den Namen „Intelligenzblatt“. Sie haben sich vielfach aus denselben Anfängen zu großen und weitverbreiteten Zeitungen entwickelt.